

Der traumatisierte Hund

Der Begriff „Trauma“ stammt vom altgriechischen τραύμα und bedeutet Wunde. Ein Trauma entsteht, wenn ein Ereignis so sehr erschüttert, dass es die individuellen Verarbeitungsmöglichkeiten und Bewältigungsstrategien überfordert. Beim Schocktrauma oder Typ I Trauma erlebt das Opfer akute Todesangst und glaubt sein Leben in Gefahr. Beispiele dafür sind: Unfälle, Entführungen (Strassenhunde), ein traumatisierendes Geburtserleben, medizinische Eingriffe, Beobachtung eines gewaltsamen Todes Dritter sowie der Verlust oder die Trennung von einer Bezugsperson. Ein Trauma des Typs II resp. ein sogenanntes Entwicklungstrauma lässt sich auf eine Reihe einzelner Erlebnisse oder aber auf einen Zustand andauernder, intensiver Hilflosigkeit zurückführen. Dies kann bei emotionaler oder körperlicher Vernachlässigung, bei Manipulation, Mobbing, emotionalem Missbrauch, wiederholter Züchtigung, beim Alleingelassen oder Nicht-gehört-werden sowie bei Veränderungen in der Familienstruktur der Fall sein. Folgen eines Traumas, welches meist mit Gefühlen des Kontrollverlusts, der Ohnmacht und schutzloser Preisgabe gekoppelt ist, sind eine eingeschränkte Lebensqualität, Verhaltensveränderungen und daraus resultierende gesundheitliche Belastungen. Diese können sich als Stereotypien, Depressionen, Angststörungen, Verlust von Selbstsicherheit, emotionale Distanz, erhöhte Schreckhaftigkeit, Aggressionen, Schlaflosigkeit, chronische Verspannungen, angespannte Wachsamkeit, Reizbarkeit, Konzentrations- und Lernschwierigkeiten, Zwangsstörungen, Autoimmunerkrankungen (Krebs), Stoffwechselstörungen oder in der Beeinträchtigung von sozialen und emotionalen Interaktionen zeigen.

Ob ein Ereignis traumatisierend ist oder nicht, entscheidet allein die persönliche Wahrnehmung und die subjektive Bewertung eines Individuums. Das Gehirn bewertet eine Erfahrung als Gesamtpaket und speichert sowohl die mit dem Geschehen gekoppelten Emotionen als auch den Bezugsrahmen des Ereignisses ab. Minimale Signale wie eine typische Körperhaltung oder dergleichen, die an das traumatische Geschehen erinnern, können ein Traumaopfer triggern. Dieses durchlebt in einem solchen Moment dieselbe Qual wie während des realen Traumas, wobei sich all sein Schmerz und seine ganze Wut unvermittelt gegen eine neutrale Quelle richten kann. Das nennt sich eine klassisch konditionierte emotionale Reaktion, ein Faktor, der bei Hunden aus dem Tierschutz nicht zu unterschätzen ist. Hier mit Strafen zu agieren, wäre fatal.

Bei Hunden aus Rescue-Programmen drängen sich zudem weitere Überlegungen auf. Einer meiner Dozenten formulierte es folgendermaßen: „Strassenhunde, die nicht auf Menschen geprägt sind, als Einzelhunde unter Menschen zu halten, ist Tierquälerei.“ Sie protestieren, ich weiss, nichtsdestotrotz verlangt uns die Begleitung eines (traumatisierten) Hundes die Bereitschaft zur Reflexion, zum Perspektivenwechsel und zur Überprüfung der inneren Haltung ab. Sich um jemanden zu kümmern, vermittelt dank der Ausschüttung von Oxytocin ein gutes Gefühl und ist selbstbelohnend (Menschen mit einem Helfersyndrom befriedigen eigene Bedürfnisse, aber manchmal nur bedingt jene der „Zwangsgerechtigten“). Verstehen Sie mich nicht falsch: Auch ich halte seit vielen Jahren Hunde aus dem Tierschutz, das ist legitim. Es geht vielmehr darum, ehrlich zu hinterfragen, welche Beweggründe uns bei unserem Tun leiten – das sind wir den Hunden schuldig. Das eigene Handeln bewusst zu überdenken, sensibilisiert uns auch für die weniger offensichtlichen Quellen einer Traumatisierung. Es erfordert kein Leben als ungeliebter Wanderpokal oder das Dahinvegetieren in einem Shelter, um ein Trauma zu erleiden. Was ich anspreche, sind einige der gängigen Erziehungsstile, wobei es nicht nur um gewaltsame Formen der Dressur geht oder darum, Erziehung an fragwürdige Hilfsmittel zu delegieren. Es geht ebenso um die Manipulationsmaße „Leckerli-Training“ (als Instrument der sekundären Verstärkung wie beispielsweise beim Clickern), die ein eindrückliches Bild dessen zeichnet, was die Belohnungsmentalität im Grunde verkörpert: Arbeit unter sozialem Druck und eine Beurteilung anhand subjektiver Wertmaßstäbe. Damit ist die Akzeptanz unseres besten Freundes unter Bedingungen gestellt. Interessant in diesem Zusammenhang ist die

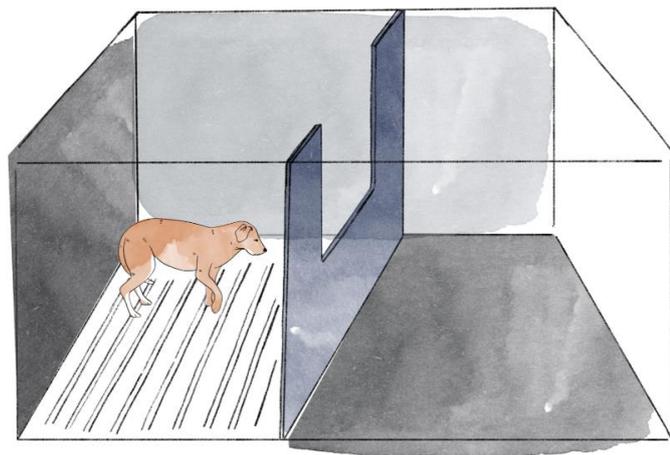
Dissertation von Imke Böhm¹ zum Thema "Vergleich der Stressauswirkungen anhand von Speichelcortisolwerten und der Lerneffekt von drei Ausbildungsmethoden bei Polizeidiensthunden". Der Lernerfolg zeigte sich bei der Konditionierung als am wenigsten zuverlässig. Gleichzeitig wiesen die Hunde, die mit der sekundären Verstärkung gearbeitet wurden, die höchsten Werte des Stresshormons Cortisol auf, die Studie spricht sogar von signifikant erhöhten Werten.

Seien Sie Ihrem Hund mehr als nur ein Bonbon-Onkel. Ausschließlich positives Bestärken zerstört jeglichen Resonanzrahmen einer Beziehung und auch das Ignorieren von Verhalten überlässt den Hund einer sozialen Leere, die ich Mobbing nenne. Hinzu kommt, dass wir unsere Marionette Hund für Dienstleistungen tanzen lassen, die weitab der ureigenen Natur und der Bedürfnisse und Talente eines Canis lupus familiaris liegen. Was haben Antijagdtraining, Pfötchen geben und Männchen machen mit seinen Fähigkeiten, seinen Lebenszielen und seinem Drang nach Entfaltung zu tun? Die vom Tier geforderte, übermäßige Anpassung zerstört jede Chance auf selbstwirksames Handeln und kann ein möglicher Weg in die erlernte Hilflosigkeit – einer Depression aufgrund von Traumafolgestörungen – sein. Experimente zu diesem Thema gab es viele, so zum Beispiel durch den Psychologen Martin Seligmann:

Hundegruppe 1 wird elektrischen Schocks ausgesetzt. Durch selbstwirksames Handeln können die Tiere den Stromschlägen entkommen, indem sie durch eine offene Trennwand in ein anderes, stromfreies Abteil flüchten.

Hundegruppe 2 wird ebenfalls mit elektrischen Schocks konfrontiert, diese Gruppe kann jedoch nichts gegen die aversiven Reize unternehmen (geschlossene Trennwand). Das Verhalten der Tiere (Ausbruchsversuche) hat keinen Einfluss auf die Stromschläge. Sie sind nicht in der Lage, ihre Umwelt durch Handlungen zu beeinflussen und sind somit hilflos.

Hundegruppe 2 erhält erneut Stromschläge, diesmal allerdings mit der Möglichkeit, durch eine offene Trennwand in einen anderen Raum zu fliehen. Trotz einer Fluchtmöglichkeit unternehmen die Hunde nichts gegen die quälenden Stromschläge. Sie haben im Vorfeld gelernt, dass sie nichts ausrichten und Situationen, die ihnen widerfahren, nicht kontrollieren können. Sie lassen passiv über sich ergehen, was ihnen geschieht.



© Hinder / Illustration Bureau Chateau Berlin

Die Versuchsergebnisse lassen sich folgendermassen zusammenfassen: Unkontrollierbarer Stress sowie die anhaltende Erfahrung, die Umwelt nicht beeinflussen zu können, bringen Gefühle der Hilflosigkeit und der Ohnmacht hervor. Das Vertrauen in das eigene Handlungsvermögen schwindet. Kontrollverlust und das Fehlen erfolgsversprechender Alternativen zementieren die Erfahrung, dass das Individuum nichts bewirken oder ausrichten kann. Resignation ist die Folge.

Ein Individuum, dem es an Selbstwirksamkeit fehlt, reagiert inadäquat auf Umweltreize und zeigt sich unsicher – eine schwierige Ausgangslage für unsere Hunde, denn unsere Gesellschaft fordert von unseren besten Freunden maximale Ausgeglichenheit. Natürlich ist es nicht realistisch zu glauben, dass wir alle Bedürfnisse unserer Tiere erfüllen können, wichtig ist jedoch, dass Bedürfnisse gesehen und *echte* Alternativen und Entwicklungschancen geboten werden. Bedürfnisse, die ernst genommen werden, generieren Vertrauen.

Vertrauen ist ein essentieller Schlüssel in der Traumatherapie. Hunde fragen nach Sicherheit, Zugehörigkeit, Verlässlichkeit, Verfügbarkeit und Sinnhaftigkeit. Ein warmes Plätzchen und ein voller Napf reichen nicht, um einen traumatisierten Hund glücklich zu machen – und nein, auch Liebe reicht nicht aus. Diese Hunde brauchen eine sinnstiftende Bezugsperson mit Führungsqualitäten, zu der sie eine sichere Bindung aufbauen können. Sie brauchen jemanden, der emotionale Ausbrüche nicht bewertet, sondern aushält. Sie brauchen Verlässlichkeit – eine Verlässlichkeit, die das Tier nicht zurückweist, wenn es mit Aggressionen auf überfordernde Situationen reagiert. Als empathischer, souveräner Leader nehmen Sie all das nicht persönlich, denn Sie wissen, dass generalisierte, weitgehend unbewusste Interaktionsmuster ablaufen, und dass das Tier in seinem Leben nie andere Strategien als die aus ihm herausbrechenden, ungünstigen Bewältigungsversuche kennenlernen durfte. Der Schlüssel, negative Erlebnisse zu überwinden und Verhaltensänderungen einzuleiten, liegt in einer intakten Beziehung. Wenn nicht Sie an das Schöne in Ihrem Hund glauben, wer dann? Was Ihr Hund braucht, ist eine Bezugsperson, die eine *verlässliche Basis* darstellt, die dem Tier erlaubt, das Leben neu zu erkunden und neu zu bewerten. Bowlby, der Vater der Bindungslehre, sieht in einer verlässlichen Basis *die* Voraussetzung dafür, das Leben optimal bewältigen zu können und psychisch stabil zu bleiben. Um das Abenteuer eines Neuanfangs zu wagen, braucht es Sicherheit – ja, Leistung setzt Sicherheit voraus. Das ist es, was viele Erziehungskonzepte nicht berücksichtigen.

Ziel einer traumatherapeutischen Begleitung ist der Aufbau von Selbstwirksamkeit und Resilienz. Massnahmen, um eine bessere Lebensqualität zu erlangen, sind zum Beispiel:



© Privatfoto Hinder

- stärken der eigenen Ressourcen
- Verfügbarkeit von Ressourcen
- Potentiale entfalten lassen
- eine stabile soziale Bezugsperson und ein sicheres Zuhause (dieses weist nicht „bloß“ den Charakter einer Pflegestelle auf)
- Beziehungsarbeit
- einen sicheren Rückzugsort
- Aufbau von Impulskontrolle und Frustrationstoleranz
- fokussierte Aufgaben
- Erlernen von Alternativverhalten
- Entspannung, sowohl physisch als auch mental (zum Beispiel durch das Tragen eines Gegenstandes)
- Körperarbeit wie Physiotherapie, Tellington Touch oder ESA (Emotionale Stress Ablösung)
- spezifische Nahrungsergänzungsmittel

Einen Trauma-Patienten zu begleiten bedeutet, sich auf eine lange unbestimmte Reise einzulassen, die sowohl für das Tier als auch für seinen Halter belastend sein kann und Zeit

erfordert – eine Herausforderung für unsere den schnellen Konsum gewohnte Gesellschaft. Dieser Prozess verlangt nach einem steten Interesse an der Persönlichkeit – und nicht nur an der Leistung – des Tieres. Die innere Haltung des menschlichen Bindungspartners spielt dabei eine tragende Rolle. Die emotionalen Achterbahnen des Tieres gilt es nicht einfach „wegzumachen“, sondern zu begleiten. Die Erfahrung einer verlässlichen sozialen Beziehung, das Erleben von Selbstwirksamkeit und das Erlernen von alternativen Strategien bahnen Schritt für Schritt den Weg aus dem inneren Gefängnis. Eine mit Sicherheit anspruchsvolle, aber dennoch bereichernde Aufgabe, wenn sie uns nicht dazu verleitet, vom Hund im Gegenzug für unser Engagement Dankbarkeit oder Liebe zu erwarten. Ein Hund ist nicht dazu da, uns glücklich zu machen. Ein Hund ist dazu bestimmt, ein Leben zu leben, das Mutter Natur für ihn vorgesehen hat. Diesen Anspruch kann der Mensch seinem Gefährten nicht erfüllen, aber es ist unsere Aufgabe und Verpflichtung, alles in unserem Einflussbereich stehende zu tun, das Dasein der uns anvertrauten Leben so artgerecht wie möglich zu gestalten.



© Stock.Adobe.com/Azaliya (Elya Vatel)

¹ Böhm Imke, 2009, Tierärztliche Hochschule Hannover, Inaugural-Dissertation: <https://studylibde.com/doc/11565730/vergleich-der-stressauswirkungen-anhand-von>, 10.02.2020